

❖ Die Zauberstadt ❖

Was für Karl Marx London, das war Paris für Heinrich Heine: der Boden, auf dem er zu seinem eigentlichen Beruf und zu seiner wahren Größe heranreifte.

In die Studierstube unserer großen klassischen Dichter war nie etwas von dem unheimlichen Brausen einer Weltstadt gedrungen, sondern immer nur das friedliche Säusgeschnatter einer erbärmlichen Winkelresidenz, in der, fern von den Strömen des Lebens, Schiller wie Goethe, umwuchert von elendem Hofklatsch und nichtigem Kleinkram, ihre Tage verbrachten. Bedeutete diese Beschränkung eine wesentliche Einengung ihres Gesichtskreises, so war hier zum ersten Male ein deutscher Dichter, der sich jauchzend, mit ausgebreiteten Armen, in die Wellen einer Millionenstadt warf, wo sie am wildesten schäumten und brandeten. Berlin und München, wo sich Heine vordem umgetan hatte, verblaßten neben Paris wie Sterne neben der Sonne, und gar Düsseldorf und Lüneburg, Bonn und Göttingen waren verschollene Dörfer. Mit einem Gemisch von Schauer und Rührung erinnerte er sich im Pariser Treiben oft des stillen Lebens in den stillen deutschen Nestern und beschrieb es mit liebevoller farbengebung: „Ruhig zieht die Wache auf, im ruhigen Sonnenschein glänzen die Uniformen und Häuser, an den friesen flattern die Schwalben, aus den fenstern lächeln dicke Justizräutinnen; auf den hallenden Straßen ist Platz genug: die Hunde können sich gehörig anriechen, die Menschen können bequem stehen bleiben und über das

Thenter diskutieren und tief, tief grüßen, wenn irgendein vornehmes Lämpchen oder Dizellämpchen mit bunten Bändchen auf dem abgeschabten Röckchen, oder ein gepudertes, vergoldetes Hofmarschälkchen, gnädig wieder grüßend, vorbeitänzelt . . .", die Welt stand still in solchem Krähwinkel, und es verfauerte und verbauerte, wer hinter seinen Mauern zu weilen verdammt war.

freilich hatte der Dichter schon vor seiner Übersiedlung nach Paris einer wirklichen Großstadt ins Herz geschaut, bei seinem Besuch in London. Von der grandiosen Wucht dieser Riesenstadt überwältigt, stand er damals auf den tosenden Straßen, „wo ein buntscheckiger Knäuel von Männern, Weibern, Kindern, Pferden, Postkutschen, darunter auch ein Leichenwagen, sich brausend, schreiend, ächzend und knarrend dahinwälzte“, fast stammelnd gab er seine Eindrücke wieder: „Ich habe das Merkwürdigste gesehen, was die Welt dem staunenden Geiste zeigen kann, ich habe es gesehen und staune noch immer – noch immer starrt in meinem Gedächtnisse dieser steinerne Wald von Häusern und dazwischen der drängende Strom lebendiger Menschengesichter mit all ihren bunten Leidenschaften, mit all ihrer grauenhaften Hast der Liebe, des Hungers und des Hasses“. Aber um dieser Großstadtliebe, diesem Großstadthunger und diesem Großstadthass ein nie mehr erreichter Sänger zu werden, mußte Heine sich erst im Reigen der Pariser Großstadtleidenschaften umtreiben, denn so sehr ihn alles in der französischen Hauptstadt anzog, so sehr stieß ihn alles in der englischen Metropole ab, Dinge wie Menschen. fast wie ein Erbteil des Konkurrenzhasses jener niederrheinischen Tuchkrämer, von denen er abstammte, gegen den großen britischen Nebenbuhler, steckte in dem warmherzigen Dichter unausscheidbar ein Grimm gegen das kaltblütige Land, in dem die Maschinen wie Menschen und die Menschen wie Maschinen waren. Als die Insel der Verdammnis erschien ihm das Königreich, er sprach nur von dem „steinkohlqualmigen, maschinenschnarrenden, kirchengängerischen und schlecht besoffenen England“, und so unerquicklich ihm das Land, so widerwärtig war ihm das Volk. Zuzeiten empfand er zwar die schreckliche Un-

gerechtigkeit, über ein ganzes Volk den Stab zu brechen, aber der Empfindsame konnte sich seines tiefen Widerwillens gegen die Nation nicht enthalten, die so steifleinen, so hausbacken, so selbstfüchtig, so eng, so englisch war. Schon wenn er ihre Sprache vernahm, die fatalen Zischlaute des Egoismus, schüttelte er sich vor Abscheu und mit der grotesken Vorstellungskraft des Gespenster-Hoffmann sah er in den Engländern immer nur Automaten mit der inwendigen Triebfeder des Egoismus: jeder von ihnen entwickelte aus sich heraus ein Gas, die tödliche Stickluft der Langeweile, und als die Götter der Langeweile, eine graue Staubwolke von Traurigkeit hinter sich lassend, jagten sie in blanklackierten Wagen mit Extrapost durch alle Länder. Es gab schlechthin keinen italienischen Zitronenbaum ohne eine Engländerin, die daran roch, und wenn man sich die Sache recht betrachtete, so bot ein fluchender Franzose sicher der Gottheit ein angenehmeres Schauspiel als ein betender Brite.

Dem wie ein Hexentrank wirkten auf jeden Deutschen mit Kulturhunger Frankreich, die Franzosen und der Inbegriff von beidem: Paris, nach einem Worte der Staël die einzige Stadt, in der man das Glück entbehren konnte. Nach Paris drängte aus allen Weltteilen, wer einer Sehnsucht, einer Begierde oder auch nur einer Laune Erfüllung schaffen wollte. Nach Paris war Börne ein halbes Jahr vor Heine gekommen, mit dem Gefühl, daß er sich die Schuhe ausziehen müsse und nur barfuß das heilige Pflaster betreten dürfe, und als ein halbes Menschenalter später Friedrich Engels auf der Terrasse von St.-Cloud Paris zu seinen Füßen liegen sah, an den warmen Rebhügeln des gewundenen Seine-Tales, „eine Odaliske auf bronzeschillerndem Divan“, da grüßte er begeistert die Stadt, „in der die europäische Zivilisation zu ihrer vollsten Blüte sich entfaltet, in der alle Nervenfasern der europäischen Geschichte sich vereinigen und von der in gemessenen Zeiträumen die elektrischen Schläge ausgehen, unter denen eine ganze Welt erbebt; eine Stadt, deren Bevölkerung die Leidenschaft des Genusses mit der Leidenschaft der geschichtlichen Aktion wie nie ein anderes Volk vereinigt, deren Bewohner zu leben wissen wie der feinste Epikuräer

Athens und zu sterben wie der unerschrockenste Spartaner, Alkibiades und Leonidas in einem; eine Stadt, die wirklich, wie Louis Blanc sagt, Herz und Hirn der Welt ist."

Durch die zentralisierende Politik der französischen Könige war Paris früh schon der Mittelpunkt und mehr: der fünfsteilste von Frankreich geworden. Als der dreißigjährige Krieg auf lange hinaus die bürgerliche Entwicklung Deutschlands hemmte, zählte die französische Hauptstadt schon achtmalshunderttausend Seelen; zwölftausend Karossen rollten durch ihre Straßen, und der faubourg St.-Germain begann schon, Palast an Palast, sich zu dem besonderen Viertel der Vornehmen auszuwachsen. Zwei Jahrhunderte später war Paris wirklich Frankreich und Frankreich Paris, oder wie Heine es faßte: „Frankreich sieht aus wie ein Garten, wo man alle schönen Blumen gepflückt hat, um sie zu einem Strauße zu verbinden, und dieser Strauß heißt Paris". Zwar erinnerte soviel von dieser modernen Stadt noch an das Mittelalter; einzelne Teile, wie das Quartier Latin, von dessen Grenze Heine trotz häufigen Wohnungswechsels selten wegrückte, mahnten mit ihren engen, gewundenen, finsternen und schmutzigen Gassen an Provinzstädte. Jahrzehnte vergingen noch, bis der Heinepräsekt Hauptmann in dieses ungesunde und übelriechende Säbchengewirr klaffende Breschen legte und jene breiten, schnurgeraden Straßen baute, durch die Licht und Luft ebenso ungehindert streichen konnten, wie die Mitrailleuskugeln bei einem Volksaufstand. Aber gerade dieses enge Bei- und Durcheinander alter und schiefer Häuser, aus deren Fenster man dem Nachbar in die Töpfe gucken konnte, gab der Lichtstadt besondere heimliche Reize. Daneben reckten sich gewaltige Bauwerke und Denkmäler aus alten und jungen Tagen auf, der Louvre und das Elysée, die Börse und die Oper, die Vendôme-Säule und der Triumphbogen, der Steinkoloß gewordene Ruhm jener Marschälle und Grenadiere des Kaiserreichs, die Heine so schwärmerisch besungen, und nicht zuletzt die Notredamekirche mit der großen Brummglocke, die am ersten Mai den Parisern den Louis-Philipp-Tag verkündete; dann donnerten auch die Kanonen vom Invalidendom, und auf dem Karussellplatz

glitzerte und gleißte die Truppenschau. Das Herz von Paris aber schlug zwischen der Rue de la Chaussée d'Antin und der Rue du faubourg Montmartre auf den großen Boulevards, die gerade seit 1830 alles pulsierende Leben der Weltstadt umschlossen. An vierundzwanzig Stunden des Tages ergoß sich durch diese Straßen ein stets wachsender Menschenstrom, Bummler und Geschäftemacher, Ehrgeizige und Vergnügungssüchtige, Prinzen und Bettler, Neugierige und Hungerige, Abenteuerer und Narren – man kann, jagte Balzac, nicht zwei Boulevards kreuzen, ohne auf einen Freund oder auf einen Feind zu stoßen, auf einen Sonderling, der zu lachen oder zu denken gibt, auf einen armen Teufel, der nach einem Sou späht, oder auf einen Schwankdichter, der einen Stoff sucht. Sank die Sonne, die Paris zu Gesicht stand, wie ein schimmerndes Geschmeide einer schönen Frau, so flammten von der Madeleine bis zur Porte St.-Denis über dreitausend Läden mit ihren prächtigen Auslagen in dem „freschen Höllenseuer der Gasbeleuchtung“ auf, und um Mitternacht überstürzten sich hier die Genusswellen. Was es an lockerem und lustigem Treiben vordem im Palais Royal gegeben, in dem die moralische Regierung des Bürgerkönigs die Spielhäuser geschlossen hatte, das machte sich jetzt lockend und lachend auf dem Boulevard des Italiens breit, der damals noch Boulevard de Gand hieß. Das Sprichwort sagte: „Wenn der liebe Gott im Himmel sich langweilt, öffnet er das Fenster und betrachtet die Boulevards von Paris“, und gleich nach seiner Ankunft empfand Heine die Wahrheit des Spruches. Auch ein kleiner Gott, schlenderte er dahin, mit lebhaften Augen hinter der Brille, den weißen Hut in den Nacken geschoben, ein leidenschaftlich mitgerissener Betrachter, studierend im Genuß, im Studium genießend. Ganz anders als in dem verregneten, grauen und grämlichen Deutschland war hier der Frühling so sonnenduftig, der Himmel so lieblich blau, die Bäume so grünvergnügt glänzend, und was auf den Straßen in tausendfältiger Gestalt vor dem deutschen Dichter durcheinander wirrte und wogte, war wirklich neue Zeit, war wirklich neunzehntes Jahrhundert. Zwischen zwölf und ein Uhr nachts, wenn die Heimat längst die Zipfel-

mühen tief über die Ohren gezogen hatte, rauschte durch Paris noch das lebendigste Leben, in der Oper klang das brausendste Schlußstück, aus den Varietés und aus dem Gymnase-Theater strömten die heitersten Gruppen. Das wimmelte, tänzelte und schäkerte auf dem Boulevard Montmartre, wo es am Tage gelacht, gegrollt und getrommelt hatte, denn dort warf der Menschenozean Paris die wildesten Wogen, dort kreischten die lautesten Stimmen der modernen Zeit.

Bunter Eindrücke sinnverwirrende fülle stürmte auf den Ankömmling ein, und nur zu willig ließ er sich treiben in der flut des Pariser Volkes, nicht mehr wie einst neidisch auf das ungebundene Volksleben der Engländer. Unter den Linden der Place Royale wandelte man, oder unter den Kastanien des Tuileriengartens, an den Verkaufsständen der Seinequais sahndete man nach seltenen Büchern, im Jardin des Plantes bestaunte man die vielbegafften Neuheiten, einen Orang-Utan und ein Seekalb, die der hurtige Volkswitz flugs mit bekannten Politikern verglich, man stieg auf die Sternwarte, um sich von Frago den gestirnten Himmel erklären zu lassen, oder stumm und gedankenvoll schaute man von dem friedhof Père Lachaise oder dem Kalkberg Montmartre herab auf den brodelnden Kessel der Stadt. Am Sonntag ergöhte man sich in den Champs-Elysées in einer auf- und abwogenden Menge zwischen Budenreihen an feuerfressern und Degenschluckern, an Schlangemmenschen und Seiltänzern, oder man zog nach Versailles hinaus, wohin alles, Student und Spießbürger, drängte, um die berühmten Wasser springen zu sehen. Wo bei Conflans Seine und Marne zusammensließen, führten weiße Brücken zu umbuschten Inseln, auf denen man es sich in stillster Abgeschiedenheit wohl sein ließ. Vielleicht stieg auch auf dem Marsfeld die Luftschifferin Elisa Garnerin auf und stürzte sich mit dem fallschirm aus ihrem Ballon, und war eine Hinrichtung angesagt, strömte die Menge ebenso schaulustig schon am Abend vorher, reichlich mit Vorräten versehen, zu der Barrière St.-Jaques. Aber was es auch gab, immer glich Paris einem bewegten Meere, und nicht umsonst führte die ruheloseste aller Städte im Wappen

die stolze Losung: fluctuar, nec mergiar! Wellen auf und Wellen ab, aber nie ins Wellengrab!

In dieser „sieberhaft aufreibenden, anarchischen Atmosphäre“ fühlte sich Heine über die Massen wohl, wie ein Fisch im Wasser oder, spottete er beglückt, die Fische im Wasser, nach ihrem Befinden befragt, antworteten, es gehe ihnen wie Heine in Paris. Nicht müde ward er, sie zu preisen, „die schöne Zauberstadt, die dem Jüngling so holdselig lächelt, den Mann so gewaltig begeistert und den Greis so sanft tröstet“. Aus der dumpfen Enge der Heimat sah er sich mit einem Schlag hineingerissen in eine Genusswut, in einen bunten Taumel, in einen singenden, springenden Strudel:

Und alles dreht sich hier im Kreise,
Mit Ungestüm, wie'n toller Traum.

In dieser „holdseligen, zivilisierten Luft“ konnte er atmen, hier vergaß er an den Stätten, wo man gut und elegant speiste, wie bei den frères Provençaux, im Café de Paris und im Café Anglais, so gern alle Misere der Welt und hier gedieh er auch leiblich zu jener Wohlbehaglichkeit, in deren Reiz ihn Theophile Gautier sah und schilderte als einen „schönen Mann von fünfunddreißig bis sechsunddreißig Jahren, mit den Merkmalen einer groben Gesundheit wie ein germanischer Apoll, wenn man seine hohe, weiße Stirn sah, marmorrein, von schwerem Blondhaar beschattet, die blauen Augen funkelnd von erleuchteter Eingebung, rundlich volle Wangen mit vornehmer Linie, nicht umdüstert von der damals üblichen romantischen Bleichsucht“. freilich gestand auch Heine, daß es ihm zuerst gegangen wie allen Neulingen auf dem Pariser Pflaster, denen der Rausch der großen Stadt die Sinne wirrte, so daß sie sich in das Gesicht der ersten besten Grisette vergafften und sich an der Küche des schlechtesten Sudelkochs im Palais Royal entzückten. Aber dem Zauber der einzigen Stadt erlag er auch immer wieder, als er sie schon durch und durch kannte und ob er ihn gleich ab und zu abschütteln wollte. Wurde ihm Paris zu ermüdend vor lauter Pläster und kam es ihm wie eine Galeere des Vergnügens vor, so entfloß er wohl an die See oder in die Pyrenäen, aber bei der Rückkehr jauchzte ihm das Herz in der Brust, wenn der Postwagen über das ge-

liebte Pflaster der Boulevards rollte, wenn er an dem ersten Puzladen mit lächelnden Grieftengesichtern vorüberfuhr und wenn er das Glockengeläut der Cocoverkäufer wieder vernahm.

Als der Dichter im Maimond 1831 durch die Porte Saint-Denis rasselte, sog er den wunderjamem Pariser Frühling in Lungen und Herz ein, und sein Ohr wie seine Seele erquickte „jenes laute gallische Lachen, das man bei uns nicht kennt und das so gutmütig und so mokant zugleich ist wie der lieblich edle französische Wein oder ein Kapitel von Rabelais“. Dieser leichtsinnige Wein, der hier statt des dicken Bieres floß, war ein demokratisches Getränk, das im Rausch die Menschen gleich machte, und so entwölkte sich mitten unter dem Lieblingsvolk der Göttin des Leichtsinns gar schnell die Stirn des deutschen Träumers. Die Männer fand er so höflich, und die schönen Frauen so lächelnd, in dem Wort französisch schon steckte ihm so viel Geselliges, Artiges, französisches, Schwafzendes, daß er aus dem Entzücken nicht herauskam, und die Bitten und sogar die Sprache der Franzosen enthielten ihm soviel köstliche Schmeichelei, daß seine Seele davon trunken wurde wie von Blumenduft. Doch wenn er seinen Hut bewundernd zog vor den Franzosen als vor dem geistreichsten und heldenmütigsten Volk, das jemals auf dieser Erde geschauzt und gekämpft hatte, so blendete ihn das Licht doch nicht so, daß er die Schatten übersah. Frankreich betrachtete er auch als die Gascogne von Europa, „enthusiastisch, aufbrausend, komödienhaft, edelmütig, leichtsinnig, großsprecherisch“, seine Bewohner waren ihm auch die Hoffschauspieler des lieben Gottes, und als Kehrseite ihrer Höflichkeit entdeckte er, daß sie zu sehr die gesellschaftliche Lüge mit der Ammenmilch eingezogen und als Ergänzung ihrer körperlichen und geistigen Grazie, daß sie ohne Bedächtnis waren und leichtfertig und oberflächlich in der Liebe wie im Haß. Aber da er von den schwerblütigen und schwerfälligen deutschen Bärenhäutern kam, mußten ihm schließlich noch die Untugenden seiner neuen Nachbarn als Tugenden erscheinen.

Den Eindruck des Pariser Treibens auf einen Dichtergeist schilderte Hippolyte Taine, als er mit starken Farben die

Luft malte, die Balzac atmete und die auch Heine schlürfte:
„Wer zum erstenmal herkommt, wird schwindlig. Die
Straßen sprechen zu laut und die Menge drängt und eilt
zu sehr. So viele Ideen hängen ja in den Auslagen, oder
sind in Schaufenstern aufgehäuft, in Denkmälern geformt,
als Plakate affischiert, und gleiten über die Physiognomien,
die von ihnen beladen und bedrückt sind, und man meint,
wie aus einem ruhigen und kühlen Wasser zu kommen und
in einen Kessel zu stürzen, wo zischende Dämpfe sieden und
die Wellen stürmen und wirbeln und wild gegeneinander
geschleudert und von der erschauernden Wand des glühenden
Metalls zurückgeworfen werden. Wohin könnte man sich
vor diesem Fieber des Willens und Denkens zurückziehen?
In ein anderes Fieber, in das der Sinne? In der Provinz
legt man sich um neun Uhr schlafen, oder schürt, mit seiner
Frau in einen traulichen Winkel hineingedrückt, das Feuer,
oder spaziert auf die leeren Straßen hinaus, friedlich, mit
kleinen Schritten und blickt in die Monotonie der Ebene
hinein und träumt von der Stunde, da es wieder Morgen
wird. Wie anders ist Paris um diese Stunde! Das Gas
wird angezündet, der Boulevard füllt sich, die Theater
fassen die Menschen nicht, alles will sich amüsieren. Überall
stürzt man hin, wo man einen Genuß für Mund und Auge
und Ohr vermutet. Raffinierte, künstlich gesteigerte Ver-
gnügungen, eine ungesunde Küche, die bloß erregen und
nicht nähren soll, werden hier von Berechnung und Un-
moral bis zur Überfüllung und völligen Korruption ge-
boten. Bis hinauf zu den höchsten Geistesgenüssen ist alles
von einer zeretzenden Maßlosigkeit. Der abgestumpfte Ge-
schmack will wieder erweckt sein, und dazu braucht es
Paradoxe, ungeheuerliche Ausdrücke, schamlose Ideen und
ordinäre Anekdoten. Alles andere langweilt, und so muß
sich der Verstand in das Gewand der Derrücktheit kleiden.
Die Überraschung, die Bizarrierie, das Sequälte, die über-
treibung sind nur alltägliche Kostümierungen, die ver-
borgenen Wunden der Seele und der Geschichte werden
hier durchwühlt und von allen vier Enden der Welt, von
allen Abgründen des Lebens, allen Höhen der Philosophie
und Kunst strömen Bilder, Ideen, Wahrheiten, Paradoxe zu.“

Mitten in diesem betäubenden Fasching und auf dem „glühenden Asphaltplaster dieser Weltstadt“ trieb alles seine mit unwiderstehlichem Zwang dazu, sich zu dem ersten Dichter deutscher Zunge zu wandeln, der aus dem Gesumm der Millioneniedlungen einen Rhythmus heraushörte und Großstadtdinge mit Großstadtaugen sah und durch ein Großstadtemperament gefiltert wiedergab. Die Gasse der Rue du Bac, die Madame de Staël nicht gegen alle Naturschönheiten Europas eintauschen wollte, glich ja wahrhaftig nicht dem lieblichen Bach, an dem der lyrische Schäfer beschaulich die Hirtenflöte blasen konnte, den Wolken nachträumend und dem Gefändel der Falter, und das Leben, das auf den Boulevards brausend vorüberschoß, schleuderte in einer Minute soviel Eindrücke vor den Betrachter hin, wie farbige Glasstücke in einem Behrrohr durcheinander purzeln. Die Eindrucksfähigkeit des eindrucksfähigen Dichters schärfte sich in diesem tollen Hin und Her ins Ungemessene. Seine Sinne verfeinerten sich, und sein Auge gewann dem hastigen Wechsel der Erscheinungen tausend bunte Reize ab, die vordem die Bänder des ländlichen Friedens mit ihren einfacheren Nerven nicht zu sehen und zu haschen vermochten. Auch der Stoffkreis seiner Dichtung erweiterte sich: wenn das ungebändigte Toben der Großstadt auf seine Sinne eindrang, stürmte sein Herz das Gesändnis eines späteren Dichters: Auch dies, auch dies ist Poesie! Und ehedem nie Besungenes erhielt in seinen Versen Leben und Gestalt, wie der keiner anderen Stadt eigene Pariser Nebel:

Auf dem faubourg Saint-Marceau
Lag der Nebel heute morgen,
Spätherbstnebel, dicht und schwer,
Einer weißen Nacht vergleichbar.

Und wo aus Ohr der Landdichter vor ihm aus der Nacht nur die herkömmlichen Geräusche, wie Sturmesbraus, Eulenschrei oder Waldesrauschen geklungen waren, vernahm dieser hellhörige Dichter der neuen Zeit ganz andere Laute – in gerade neun Worte preßte er die abgerundeste Großstadtstimmung zusammen:

Draußen Nacht und Schneegestöber
Und das Rollen von Fiakern.

In diesem Paris, das eher ein Fieber war als eine Stadt' entfaltete Heine sich auch ganz zu dem „heutigsten Menschen mit den heutigen Gefühlen“, der er sein wollte, und wenn irgendwo, so kam sie hier jubelnd zu ihrem Recht, „die selbsttrunkenste Subjektivität, die weltentzückte Individualität, die gottfreie Persönlichkeit“. Da es ihm leiblich wohl ging, jauchzte auch seine Seele die tollsten Boulevardjauchzer mit, und wiederum entsprang es einer Stimmung der immer wandelbaren und immer gleichen Stadt, wenn er sich zuzeiten in eine sentimentale Mattigkeit einwiegte, getreu der Neigung zum leichten Wechsel der Stimmungen, der er schon in der Heimat unterlegen war. Freilich war er stets meilenweit entfernt von jener künstlichen Überfüllung, die damals gerade unter den rosigsten Knäblein und den gesunden Selbschnäbeln von Paris Mode war, und als deren Dolmetsch Alfred de Musset in seinem Kolla sich auf dem Lotterbett des Lebenssekels räkelte. Aber der breitgrinsende deutsche Biedersinn, der treuherzig alles für Gold nahm, was glänzte, hatte keine Stätte in einer Welt, die mit ihren bunten Widersprüchen ein witziger Gott geschaffen zu haben schien:

Deutsche Trene, deutsche Hemde,
Die verschleißt man in der fremde.

Indem denn Heines Geist hier die „spasshaften und kummervollen, schmutzigen und heiligen, grandiosen und winzigen Kombinationen einer umgestülpten Weltordnung“ treu wieder spiegeln konnte, stahl sich wie süßes Gift eine holde Zweifelsucht in seine Seele ein. Mehr denn je empfand er die Bedingtheit aller irdischen Erscheinungen, und wo auf Schritt und Tritt Komik und Tragik untrennbar durcheinander quirlten, sah er in der Menschheit einen Helden, der „beständig stirbt und beständig aufersteht, beständig liebt, beständig haßt, doch noch mehr liebt als haßt, sich heute wie ein Wurm krümmt, morgen als ein Adler zur Sonne fliegt, heute eine Narrenkappe, morgen einen Lorbeer verdient, noch öfter beides zu gleicher Zeit“, den großen Zwerg, den kleinen Riesen, den homöopathisch zubereiteten Gott, in dem die Göttlichkeit zwar sehr verdünnt, aber doch immer existiert, und da er den Helden überhaupt durch

Lappen und flitterkram ins innerste Herz schaute, stand ihm von allen Stücken Shakespeares jenes schonungslose Spiel von Troilus und Cressida am nächsten, das mit einer jauchzenden Bitterkeit die Götter entgötterte und mit einer weltverhöhrenden Ironie die Helden entheldete. Aus der Zweifelsucht und der Erkenntnis um Wert und Wesen menschlicher Dinge erwuchs auch zuweilen eine gutmütig gährende Versöhnlichkeit im Umgange mit dem lieben Nächsten, wie sie in schmunzelnden Versen verkündet wurde:

Während ich nach andrer Leute,
Andrer Leute Schätze spähe,
Und vor fremden Liebestüren
Schmachtend auf und niedergehe:

Treibt's vielleicht die andren Leute
Hin und her an andrem Platze,
Und vor meinen eignen fenstern
hängeln sie mit meinem Schatze.

Das ist menschlich! Gott im Himmel
Schütze uns auf allen Wegen!
Gott im Himmel geb' uns allen,
Geb' uns allen Glück und Segen!

Demn auch der Liebesdichter Heine lernte auf seiner Leiter andere, neue Klänge greifen in der Hauptstadt Cytherens, in der die Äpfel der Erfüllung von jedem Baume winkten und auf Schritt und Tritt die drei Göttinnen, und wenn es nur Göttinnen der Straße waren, den jungen Paris vor die Wiederholung des klassischen Urteilspruches stellten. Auf diesem Boden wuchsen nicht, wie im Schatten der deutschen Eichen, blonde schmachtende Frauen, die gelinde von Liebe, Glaube und Hoffnung schwärmten, sondern hier wirrten sie Blick und Sinne, jene launischen, lustsüchtigen, wetterwendischen, sieberhaft koketten Weiber, deren Vorbild Heine in grauer Vorzeit in einer Kleopatra suchte und fand. Wenn Balzac zur gleichen Zeit die Frau von dreißig Jahren in die Literatur einführte, so kannte die Wirklichkeit in der Stadt, in der die Mütter tanzender Töchter noch tanzten und über die Schwelle des vierten Jahrzehnts nie hinauskamen, dieses besondere Wesen schon längst. Auch ein Sinnbild für das Jahrhundert war es, das im Zeichen einer neuen Wirtschaftsweise das Individuum entkettete,

wenn im Reiche der Liebe die verheiratete Frau in der süßen Vollreife ihrer Jahre dem holdselig blöden Backfisch das Zepter entriß, denn erst in der Ehe konnte sie, dem Käsig des Elternhauses entflohen, ein Sonderdasein entfalten und ihr Ich entwickeln. Daß aber, wie auch Heine bald wahrnahm, den Franzosen im Leben wie in der Kunst nur die verheiratete Frau Gegenstand der Liebe war, schuf neue Steigerungen und Verwicklungen, neue Irrungen und Wirrungen in den Beziehungen der Geschlechter. Nach der großen, wahren Liebe allerdings spähte man meist vergebens, deren Wesen der lose Spötter Heine so tief auszuschöpfen verstand, da er sie malte als sehr verschämt und allen Wortkram hassend, als eine Liebe, die nur weinen und verbluten kann, für die es kein Gestern gibt und die an kein Morgen denkt, die eine wandelnde Flamme ist zwischen zwei Finsternissen, sondern was hier süppig gedieh, war die Liebe einer schon erkrankten Zivilisation mit all ihren mannigfaltigen Zwischenstufen, eine nicht mehr einfältige und nicht mehr einfache Liebe, in die andere Empfindungen, Übersättigung, Ermüdung, Ekel, Haß und Langeweile hineinspielten.

Aber auch abseits der Kreise, die man die Gesellschaft hieß, toste eine Cancan entfesselter Liebesleidenschaft vorüber. Wer auf einem der berühmten öffentlichen Bälle erschien, auf dem Bal Mabille, in der Grande Chaumière oder in der Chartreuse, sah sie dort in aller Ungebundenheit vorbeiwirbeln, die großen Kokotten und die kleinen Grisetten, Dämchen und Mädchen von sehr verschiedener Art, denn bei jenen tat sich der Geldbeutel, bei diesen das Herz auf. Die Grisetten waren noch vom Stamm der Mimi und Musette, wie sie wenig später Murger in seinem Zigeunerleben zeichnete, kleine Mädels aus Linden und Werkstatt, mit einem hellen Lachen auf den Lippen und im Herzen und mit einem sentimentalen Nelkenstückchen auf dem Fensterbrett, immer unglücklich, wenn sie gerade ihr Herz nicht verschenkt hatten, stets geneigt, von dem Freunde zu nehmen, was er geben konnte und wollte, oft gemeinsamen Haushalt mit ihm führend, in der Treue sicher wandelbarer als die vielbesungene Gattin des Odysseus, aber nie käuflich und alles andere als bezahlte Dirnen.

Von ihrem bescheiden leichtsinnigen Treiben war der Weg zur kleinbürgerlichen Ehe häufiger und näher als zum Kokottentum, von dessen Vertreterinnen Paris so viele herbergte wie keine andere Stadt des Festlandes, von der gefeierten Königin der Halbwelt, für die sich eine ganze Jugend ruinierte, bis zur polizeilich abgestempelten Lasterdirne der Vorstadt, die an guten Tagen ihren Schnapsrausch im Kinnstein ausschließ: während die amtlichen Listen zur Zeit der Julirevolution nur dreitausend öffentliche Mädchen aufwiesen, wollten Kenner ihre Zahl auf das zwanzigfache ansetzen. Aber ob Frauen oder Dirnen, Kokotten oder Grisetten, fast alle wußten mit einer geflügelten Leichtigkeit der Seele und des Leibes zu entzücken und zu berücken, und dem leicht entzündlichen Dichter stieg dieser Duft gepuhter, gepuderter und gefallsüchtiger, begehrenswerter und nicht unerreichbarer Weiblichkeit wie prickelnder Champagner zu Kopfe, und mit gierigen Sinnen schlürfte er sie bis auf den Grund, der Liebe süßes Elend und der Liebe bittere Lust. In diesem Paris lief ja alles so sehr auf Liebeslockung und Liebespiel hinaus, daß Heine selbst in der Mutter Gottes die schöne Dame du Comptoir der katholischen Kirche sah, bestimmt, die Kunden, besonders die Barbaren des Nordens, mit ihrem himmlischen Lächeln anzuziehen und festzuhalten.

Ein beglückter Blindekuhspieler griff er in den ihn umschwirrenden Reigen von leichtgeschürzten Schönen hinein und ob er nun Beraphine oder Angelique, Diane oder Hortense, Clarisse oder Solanthe zu packen bekam, verliebt und närrisch zog er jede an sich, und da er obendrein ein Dichter war, mit ganzen Nachtigallenchören in der Seele, hinterließ jedes köstliche Abenteuer als schimmernden Bodensatz ein köstliches Gedicht. In übermütigen, ausgelassenen und selten ganz zugeknöpften Versen besang er das erwartete höchste Glück, das ihm blinzelnd süß ihr Seitenblick verkündet hatte, pries er die roten Lippen, die so wild, so stürmisch, so sinnverwirrend zu küssen vermochten, beklagte er die entchwundene süße Jugendeselei, die einst am Sieg das Beste gewesen, gefiel er sich in dem lieblichen Zwiefpalt:

In welche soll ich mich verlieben,
Da beide liebenswürdig sind?
Ein schönes Weib ist noch die Mutter,
Die Tochter ist ein schönes Kind.

Aber auch in diesen Bezirken gab es für den verfeinerten Nervenmenschen zwischen Himmel und Erde verwickeltere Dinge als die Frage, ob der Hans seine Grete küßt oder nicht, Weiber gab es da, die, wenn sie verrieten, nicht aufgehört hatten zu lieben, und Herzen, die sich schlecht vertrugen und die dennoch brachen, wenn sie schieden, das Gefühl der Eifersucht gab es ohne das der Liebe, und weit schmerzlichere Erfahrungen, als der Tod eines geliebten Wesens, nämlich „wenn der geliebte Gegenstand Tag und Nacht in unseren Armen liegt, aber durch beständigen Widerspruch und blödsinnige Kapricen uns Tag und Nacht verleidet, dergestalt, daß wir das, was unser Herz am meisten liebt, von unserm Herzen fortstoßen, und wir selber das verflucht geliebte Weib nach dem Postwagen bringen und fortschicken müssen“. Wenn darum einer neuen Leidenschaft die Kerzen entzündet wurden, sah er stets das Ende voraus, nach dem tollen Fasching der Herzen den schnöden Verrat oder den gähnenden Überdruß. Aber selbst da sich dieser scheinbar leichte Genußmensch mitten in den Wirbeln des Genusses drehte, rührten jählings die kalten Schauer der Ewigkeit an seine Seele, und das Froufrou dieser parfümierten Verse übertönte dann ein weher Klang, eine Strophe, schlicht und tief ans Herz greifend wie die Frage:

Nur wissen möcht ich: wenn wir sterben,
Wohin dann unsre Seele geht?
Wo ist das Feuer, das erloschen?
Wo ist der Wind, der schon verweht?

Wo das Weib in des Wortes gepriesenster und vermaledeitester Bedeutung mit all seinen rätselvollen Urtrieben herrschte, hauchte es auch andere Gefühle ein als die gutbürgerliche Neigung, die Goethes Gretchen und Klärchen zu wecken verstanden. Die Abarten der Liebe kamen darum in Heines Dichtung zu ihrem Recht, und im Absonderlichen schürfte er nach neuen Reizen. Byrons

Bekennnis: Ich mochte nie die Dicken! galt nicht für seinen berufensten deutschen Verehrer, der begeistert die schönen Gliedermassen kolossaler Weiblichkeit pries, und wie sich um ein wenig später der französische Dichter Baudelaire an Lady Macbeth mit den weißen Verbrecherhänden entzückte, so schwärmte Heine für eine andere Gestalt Shakespeares, für Tamora in Titus Andronicus, die ihm als ein schönes, majestätisches Weib erschien, als „eine bezaubernd imperatorische Gestalt, auf der Stirne das Zeichen der gefallenen Sittlichkeit, in den Augen eine weltverzehrende Wollust, prachtwoll lasterhaft, lechzend nach rotem Blut“. Nicht minder erinnerte es an jene Spielart der Liebesleidenschaft, für die der Schmerz, zugefügt von der Hand des Geliebten, zur höchsten Lust wird, wenn er vor einem Bilde Horace Vernets den Holofernes um sein Ende beneidete, den noch trunken von Glück und von Wein, ohne Zwischenspiel von Qual und Krankheit, der Tod durch seinen schönsten Engel in die weiße Nacht der ewigen Vernichtung sendet, oder, wenn ihn die Liebe, eine Sphinx mit Löwenleib und -taten, aber ein Weib an Haupt und Brüsten wollustheischend umfängt:

Entzückende Marter und wonniges Weh!
Der Schmerz wie die Lust unermesslich!
Dieweilen des Mundes Kuß mich beglückt,
Verwunden die Taten mich gräßlich.

Aber ob er auch kändelnd die Blumen pflückte, die im Zauberschein der Alkovenampel blühten, das bedeutete ihm nicht, wie den Poeten daheim, die ganze Welt, sondern kaum die halbe, und auch in seinen hüllenlosesten Kußgedichten steckte noch ein Stück Befreiung von überlieferten Banden. Dieses hohe Lied der Leidenschaft fürs Weib war eine kühne Kriegserklärung gegen die verlogene Sittlichkeit und erheuchelte Moralität, die auf dem Sumpfboden einer vermorschenden Gesellschaft fett ins Kraut schoß und ein frohes Bekenntnis zu dem selbstherrlichen Individuum, das treiben konnte, was ihm behagte. Wenn er zugleich mit vollem Bewußtsein auf alle alten Tanten beiderlei Geschlechts lustig pfiß, so säumten sie nicht, mit wildem Gejatter und Segeifer über den Unbekümmerten herzu-

fallen, angefangen vom lumpigsten Winkelschreiber bis zu Gutzkow, der, als lederner, unsinnlicher Neidhammel, von den Liebesgedichten mäkelnd als von Versen sprach, die man sich im Tabaksqualm bei ausgezogenen Köcken vorlese, in einem gemieteten Zimmer unter leeren Flaschen, die auf dem Tische stehen.

Gutmütig, wie er sein konnte, antwortete Heine dem ungerechten Tadler, wie das Satyricon des Petron und die römischen Elegien Goethes seien auch seine angefochtenen Gedichte kein Futter für die rohe Menge, sondern nur eine Speise für vornehme Geister. Im übrigen vermöchten nur wenige Deutsche über diese Gedichte ein eigentliches Urteil auszusprechen, da ihnen der Stoff, „die abnormen Amouren in einem Welttollhaus wie Paris“, unbekannt sei. „Nicht die Moralbedürfnisse“, fügte er kräftig unterstreichend hinzu, „irgendeines verheirateten Bürgers in einem Winkel Deutschlands, sondern die Autonomie der Kunst kommt hier in Frage“, jener Kunst, von der Goethe gesagt, es sei besser, ihr einen Mühlstein um den Hals zu hängen und sie zu ertränken, als sie den Moralgesetzen unterzuordnen.

Ob also die lyrischen Blüten, mit denen der Dichter in reicher Fülle seine „Verschiedenen“ kränzte, im Sinne des Pfahlbürgers moralisch oder unmoralisch waren, als Kunstwerke trugen sie ihre Rechtfertigung in sich und bedurften weder einer Verteidigung noch einer Beschönigung. Vielleicht trieb es aber Heine gar nicht so bunt als er schrieb. Daß auch ihm die bürgerliche Tugend der Beständigkeit nicht fremd war, offenbarte sich, als ihm das Jahr 1834 ein frisches Kind aus dem Volk ans Herz warf, dem er die letzten zwei Jahrzehnte seines Lebens in nicht unveränderlicher, aber in nie erlöschender Neigung zugetan blieb. Crescentia Eugenie Mirat oder wie sie sich selber nannte, Mathilde, ein Name, den damals ein Roman der Madame Cottin in Mode gebracht hatte, war in Dinot, einem Flecken des Departements Seine-et-Marne, unter dem Strohdach einer Bauernfamilie aufgewachsen, wie gemunkelt wurde, als die natürliche Tochter eines reichen Mannes. Eines der zahllosen Provinzmädchen, die Jahr für Jahr nach Paris kamen, hier ihr Glück zu machen, fand sie sich

eines Tages bei einer Tante, einer biederen Schuhwaren-
händlerin in der Hauptstadt, Madame Mauvel, ein. Hier
bandelte sich bald zwischen der bildhübschen Verkäuferin
und dem unternehmungslustigen Dichter etwas an, wie
sich alle Geschichten dieser Art anbandeln, und nach manchem
Widerstand hier und dort taten sich die beiden zu einer der
wilden Ehen zusammen, die in Paris zwischen Künstlern
und Grisetten die Regel bildeten. Wie er an Campe schrieb,
hatte der fünfunddreißigjährige geglaubt, er könne nie-
mals wieder in den Strudel rasender Menschlichkeit hinein-
gerissen werden und sei den ewigen Göttern gleichgestellt
an Ruhe, Besonnenheit und Mäßigung und siehe! jetzt
tobte er wieder wie ein Mensch und zwar wie ein junger
Mensch. Aber wenn ihm auch unter den stürmischen Lieb-
kosungen Mathildens die Wogen des Lebens so über dem
Kopf zusammenschlugen, daß er für nichts andres Sinn
hatte, und wenn sein Hirn auch von wütendem Blumen-
duft betäubt war, daß er sich mit niemandem vernünftig
zu unterhalten vermochte, so galt ihm die Verbindung mit
der kleinen Grisette anfangs nur als eine mehr oder minder
flüchtige Liebesgeschichte, aus der er sich eines Tages wieder
herauszuziehen gedachte. Das freilich war leichter gesagt
als getan. Im Sommer 1835 floh er sogar vor Mathildens
verführerischen Reizen auf das Schloß Fochères in der Nähe
von St.-Germain, um dort zu den Füßen der Prinzipeßsa
Belgiojoso die Ruhe der Seele und der Sinne wiederzu-
finden. Die Fürstin, einer Mailänder Patriziersfamilie ent-
sprossen, verheiratet an einen italienischen Granden, mit
dem sie keine Wesensgemeinschaft verband als die Liebe
zu dem unterdrückten Vaterland, reich, unabhängig, ge-
bildet, geistreich, in ihrer romantischen Blässe ein bewunderter
Mittelpunkt der Gesellschaft, wo immer sie sich aufhielt, war
der genaue Widerpart des Naturkindes Mathilde, die kaum
des Lesens und Schreibens kundig war. Gleichwohl
schwankte der Dichter nicht wie Tasso zwischen den beiden
Leonoren, sondern während ihn jene nicht in dem Schwarm
ihrer Anbeter zu halten wußte, sank er hingerissen bald in
die weichen Arme Mathildens zurück, zähneknirschend erst,
daß er verdammt sei, nur das Niedrigste und Törichtste zu

lieben, aber mehr und mehr Gefallen findend an dem Zusammenleben mit der Frau, die ihm Tag und Nacht keine Viertelstunde Ruhe ließ. Durchaus im klaren war er sich darüber, daß sie ein ganz vortreffliches Herz, aber einen sehr schwachen Kopf besaß. Mochte er sie auch zur Ausbildung in ein Pensionat stecken, so eignete sie sich doch kaum einen oberflächlichen Bildungserweis an, und da ihr bis ans Ende ihrer Tage die deutsche Sprache ein Buch mit sieben Siegeln blieb, ahnte sie kaum jemals etwas von Dichterruhm und Dichtergröße des Geliebten und unvertraut blieb sie mit dem, was seine Seele am tiefsten bewegte. Besucher, die nicht durch die Brille der Liebe schauten, fanden sie denn in ihrer Beschränktheit und Lüppigkeit nicht gerade anziehend, aber er sah in ihr nur das Kreuzbrave, ehrliche, gute Geschöpf, die Seelengüte in Person, und wenn sie ihm auch oft quälerisch und zänkisch mit ihren Launen und ihrer Wildheit auf die Nerven fiel, so mußte sie doch immer um ihn sein, zwitschernd und lachend, lustig wie eine Meerkatze, sein Puppe, sein Spielzeug und alles in allem nicht mehr als ein süßes, dickes Kind. Von Tag zu Tag wurde sie mehr sein innigstes Lebensbedürfnis, dieser ironischste aller Geister konnte in Rührung zerfließen, da ihm von ihrer Mutter Mathildens erstes Kinderhemdchen vorgewiesen wurde, und es steigerte nur seine Neigung, daß sie im Leben da stand, unerfahren und ratlos wie ein Dreifähriges. Immer war sie ihm etwas Höheres als „eine durch Geldmäkler und Pfaffen angekuppelte Ehefrau“, und es entsproß lediglich dieser innersten Herzensmeinung, wenn er 1841, als er vor die Pistole eines Segners sollte, sich Mathilde, die allzeit ihren einfältigen Kinderglauben mit herumschleppte, auch kirchlich antrauen ließ. In den unausbleiblichen bitteren Stunden allerdings malte er wohl in dem Schicksal des Königs Harald Harfagar, den tief im Meeresgrund eine schöne Wasserfee im seligen Verderben hält, sein eigenes Los, und seine selber war es, der als Pluto in der Unterwelt stöhnte:

Jetzt in meiner Ehstandsqual
Merkt ich: früher ohne Weib
War die Hölle keine Hölle.

Aber als er 1845, gehätschelt von Mutter und Schwester, in Hamburg weilte, bangte und sorgte er sich um seine Nonnotte, die, ein Lamm unter bösen Wölfen, in Paris zurückgeblieben war, und als die Nachrichten der Schreibfaulen nur spärlich sickerten, ward ihm Deutschland zum kummervollen Exil. Von ihr getrennt, glied er stets seinem Tannhäuser, der in der ferne der Heiterkeit des „verflucht geliebten Weibes“ gedenkt:

Sie lacht so gesund, so glücklich, so toll,
Und mit so weißen Zähnen,

und der, in Versen wie in Prosa, gestehen muß:

Ich liebe sie mit Allgewalt,
Mit flammen, die mich verzehren.

Aber wenn den Dichter dauernde Bande an Mathilde ketteten, so waren diese fesseln nicht nur in der Blut ungestümen Sinnenbrandes geschmiedet, sondern ebenso sehr war es das Kind im Manne, das von dem großen Kinde Mathilde unwiderstehlich angezogen wurde.

Die lachend unbekümmerte Verschwendungsjucht der reizenden „Verbringerin“ bereitete dem Dichter die schlimmsten Augenblicke, denn von allen Gaben hatte ihm das Schicksal die eine versagt, Geld zu erraffen und zusammenzuhalten, und in seinen wie in Mathildens Händen bekam jeder Dukaten flügel. Seit seiner Ankunft in Paris und erst recht seit seiner Verbindung mit Mathilde wucherte er eifrig mit seinem literarischen Pfunde. Aus dem Tag heraus schrieb er für den Tag über französische politische Zustände in der angesehenen Augsburger Allgemeinen Zeitung und daneben in anderen Zeitungen oder Zeitschriften über französische Malerei, Musik und Bühnenkunst. Diese im eigentlichsten Sinne des Wortes journalistischen Arbeiten vereinigte er mit lyrischen Gaben und novellistischen Erzeugnissen, wie den Memoiren des Herrn von Schnapelewopski und dem Rabbi von Bacharach und auch mit Abhandlungen über das literarische und philosophische Deutschland zu den vier Bänden des Salon, die Campe in den Jahren 1834, 1835, 1837 und 1840 verlegte. Aber während Heine Campe lange Zeit mit den zärtlichen Augen des freundes betrachtete, steckte der Ver-

leger dem Dichter gegenüber stets den kaltherzigen Ausbeuter heraus. Ab und an warf er ihm zwar einen Vorwurf hin, um ihn mit solchem Köder desto sicherer an sein Geschäft zu fesseln, aber dann knauferte er wieder und fügte dem feinsühligen Poeten, der wie eine honette Köchin weniger auf hohes Gehalt als auf gute Behandlung sah, noch darüber hinaus allerhand gebranntes Herzeleid zu: aus Angst vor der Zensur strich er bis zur Verstümmelung ungebührlich in seinen Schriften herum und gab in Zeitschriften seines Verlages lichtscheuem Gesindel zu gemeinen Angriffen auf Heine Unterstand. Auch als der Dichter 1837, von der Meute heißhungeriger Gläubiger geheßt, das Verlagsrecht an seinen sämtlichen Werken dem Verleger für eine Pauschalsumme von 20000 franken abtrat, war Campe der gewinnende Teil und noch mehr, als sieben Jahre später ein zweiter Vertrag der Hamburger firma das Recht auf alle noch erscheinenden Werke Heines gegen eine lebenslängliche Rente von jährlich 2400 franken, zahlbar von 1848 ab, zusprach. Daß Campe auch bei dieser Gelegenheit marktete und feilschte, öffnete dem Dichter endlich die Augen und ließ ihn schmerzliche Klage führen, daß er auch bei dem vermeintlichen freunde wie bei andern die herkömmlichen Sicherheitsmaßregeln treffen müsse, um nicht seine paar sauer erworbenen Pfennige einzubüßen. „Sie sind reich jetzt“, schrieb er voll Bitterkeit, „und habe das Meinige dazu beigetragen, Sie zu fördern, und Sie wollen mir noch meine paar Sous nehmen“, und es war die blutigste Ironie, wenn er zugleich mit dieser bitteren Prosa Campe in süßen Versen als „aller Verleger Blüte“ feierte.

Noch weniger gedeihlich war Heines Verhältnis zu den Geldgebern in seiner familie. Als im Jahre 1837 die Verbindung mit Mathilde ein größeres Loch in seinen Geldbeutel riß, wandte er sich an den Hamburger Oheim mit einem Schreiben, durch dessen peinlich wirkende Unterwürfigkeit noch peinlicher wirkend die Drohung durchklang, kein Mensch könne sich für alle offene und geheime Unbill mit weniger federstrichen gewaltiger rächen als er. Darum trieb wohl weniger die Großmut als die Angst

vor der spitzen Feder des Neffen den Millionär dazu, dem Dichter ein Jahresgehalt von erst 4000, dann 4800 Franken auszuwerfen. Indessen zog sich der Verkehr zwischen beiden ganz leidlich weiter. Der Oheim knurrte den berühmten Neffen bisweilen in grotesk fehlerhaften Briefen an, und als dieser 1843 in Hamburg weilte, fand er volle Gnade vor Salomons Augen und auch Mathilde, die er im nächsten Jahre für wenige Tage der Familie vorstellte, wurde als „ein gutes Schicksche“ lobend eingeschätzt. Aber nach dem Tode Salomons im Dezember 1844 zeigte es sich, daß er ihn in seinem Testament nur mit einer geringfügigen Summe bedacht und nicht weiter für ihn gesorgt hatte, und der Erbe, Salomons Sohn Carl, der Vetter und Jugendfreund des Dichters, sperrte kaltblütig den Kassenschrank zu, wie die Mehrzahl der Familie voll unverhohlener Abneigung gegen den unnützen Hungerleider, der lediglich in der brotlosen Kunst des Versemachens etwas leistete, von dem süßen Schacher nicht die drei ersten Buchstaben verstand und selbst wenn er unbeholfen an der Börse spekulierte, Pech auf Pech hatte. Zwar erbot sich Carl, dem Dichter fürder 2000 Franken jährlich zu zahlen, aber nur unter der Bedingung, daß dieser sich verpflichte, über den Oheim keine Hilfe ohne die Zensur der Familie zu veröffentlichen. Diese Botschaft aus Hamburg traf Heine wirklich wie ein Blitz aus heiterem Himmel und jagte ihn von Wutausbruch zu Wutausbruch, denn die bescheidenen Grundlagen seines Daseins sah er plötzlich einstürzen. Aber vom ersten Augenblick an brannte er auch vor Entschlossenheit, für sein vermeintliches Recht einen Kampf auf Leben und Tod zu beginnen. Die schöne Seele Carl kannte nur drei Leidenschaften: Weiber, Zigarren und Ruhe. Während es ein Ding der Unmöglichkeit war, die Hamburger Freudenmädchen gegen ihn aufzuwiegeln, oder ihm seine Zigarren zu nehmen, stand die empfindlichste Störung seiner geliebten Ruhe sehr wohl in des Dichters Macht. Überzeugt, daß es leicht sei, die öffentliche Meinung für den Dichter gegen den Geldmann zu gewinnen, brachte er, was er an Freunden und Bekannten besaß, auf die Beine, um mit einem wüsten Habersfeldtreiben in der Presse den dreißigfachen Millionär kirre zu bekommen. freilich war

die Rolle des hörnenen Siegfried, in der er sich dabei gefiel, weder sonderlich schmeichelhaft noch ehrenwert: „Die Leute“, meinte er zuversichtlich, „sind an Dreck nicht gewöhnt, während ich ganze Mistkarren vertragen kann“, und es schmeckte gar bedenklich nach Erpressung, wenn er später seinem Bruder Gustav mit deutlicher Anspielung als seines Lebens Erfahrung mitteilte, „durch die Furcht vor seiner Feder könne er mehr ausrichten als durch die Feder selbst und die große Aufgabe sei, diese Furcht gehörig auszubeuten.“ Aber mochten sich tausend gerechte Einwände gegen sein Treiben erheben, drei schwerwiegende Entschuldigungen hatte der Dichter für sich: daß er als armer Schlucker gegen steinreiche Prozen stand, daß er Versorgung weniger für sich als für sein armes Lamm Mathilde erstrebte, und daß er schließlich ein unrettbar kranker Mann war. Auch als 1847 eine Verständigung mit Carl Heine nicht nur dem Vetter den Bezug seiner früheren Rente sicherte, sondern auch nach seinem Tode der Witwe eine lebenslängliche Pension von 2400 Franken zusprach, blieb hüben wie drüben die Verstimmung und Verbitterung. Wenn der Dichter in dem „Bohn des Alten“ auch nur ein blindes Werkzeug sah, so witterte er doch, daß im Hamburger Familienkreise noch derselbe Gestank und dieselbe Gemeinheit herrschten wie vordem. Dachte er in seinen Versen der Magen und der Sippen, so gerann ihm das Blut zu Galle, nur den grimmen Wunsch hatte er für sie: Daß Euch der Herr verdamme und verderbe! und ihm „der angeprahlten Großmut Purpurlappen“ abreißend, rief er alttestamentarisch wilden Fluch auf den Vetter Carl herab:

Nicht gedacht soll seiner werden,
Nicht im Liede, nicht im Buche –
Dunkler Hund im dunklen Grabe,
Du verfaulst mit meinem Fluche.

Wenn er sich gar befugt glaubte, den Vetter seinen Mörder zu heißen und ihm androhte, daß einst die Teufel in der Hölle ihm schmachvoll ins Antlitz speien würden, so deshalb, weil die Aufregung über des Veters Verhalten des Dichters schwacher Gesundheit den letzten Stoß versetzt hatte.

Schon 1832 zeigten sich mit einer leichten Lähmung der linken Hand die ersten Spuren jener Erkrankung des Zentralnervensystems, die ihm neben unsagbaren körperlichen Leiden auch allerhand haltlose Verdächtigungen eintrug. Nach mehreren Jahren leidlichen Wohlsseins mußte er 1837 berichten, daß sein linker Arm schon bis zum Ellbogen gelähmt sei und in demselben Jahre äußerte sich die Krankheit in Störungen des Sehvermögens. Zuzeiten fürchtete er gänzlich zu erblinden, aber obwohl ihm die Ärzte Lesen und Schreiben streng untersagten, konnte er beides nicht lassen, denn der Bogen weißen Papierses, über den seine schöngeformte Hand mit dem Kiel hinfuhr, war diesem Kämpfer das, was anderen das Schlachtfeld war. In die Zeit, da es in seinem Innern wegen des „Hamburger Erbfolgekrieges“ stürmte, fiel die allmählich fortschreitende Lähmung der Augenlider, und langsam breitete sich der in den Armen begonnene Muskelschwund über den ganzen Körper aus. Als Friedrich Engels den Dichter besuchte, fand er ihn mager wie ein Gerippe, und im Jahre danach wurde Heinrich Laube aufs schmerzlichste bewegt, da er den früher so Lebensfrischen tastend am Stabe einhergehen und sich die geschlossenen Lieder mit den Fingern aufheben sah. In diesem Jahre 1847 nämlich drückte eine Lähmung der Beine den Dichter in den Lehnstuhl und bannte ihn in das Zimmer. Schon seit langem täuschte er sich nicht mehr darüber, daß sein Schicksal dem Ende entgegensteile, aber während der sieche Leib schon halb auf der Totenbahre lag, teilte der urlebendige Geist noch munter Pritschenschläge und Schwererstreiche aus. Die Lippen waren dem Dichter gelähmt, so daß ihm das Küssen sogar verleidet wurde, aber an die Spötterzunge reichte die Lähmung nicht heran: „Hätte ich nicht Frau und Papagei“, witzelte er mitten in den wahnsinnigsten Qualen, „ich würde wie ein Römer der Misere ein Ende machen“, und ernsthaft beunruhigte ihn nur die Sorge, der geliebten alten Mutter in dem dünnen, wackligen Häuschen am Dammthor zu Hamburg, seinen Zustand zu verheimlichen. Sonst sah er mit Ruhe und Stolz, ein wühiger Spartaner, dem Unvermeidlichen entgegen, und selbst die langen Nächte,

die er in der folterkammer der Schmerzen schlummerlos verbrachte, erhellte ihm das holdselige Bewußtsein, ein schönes Leben geführt zu haben, und „es wird“, schrieb er, „mich hoffentlich in den letzten Stunden bis an den weißen Abgrund begleiten.“

Im Mai 1848 schleppte er sich zum letzten Male ins freie. Sein Weg führte ihn ins Louvremuseum, und dort, zu Füßen der hochgebenedeiten Göttin der Schönheit, der Venus von Milo, brach der todkranke Säng' er der Schönheit zusammen, bitterlich weinend, da es den Abschied für immer galt von allem, was in den unerhörten Wildnissen des Lebens blühte und brannte, leuchtete und lockte. Denn konnte er bislang noch kriechen und humpeln, so war fortan der Dichter nur mehr ein hilfloses Bündel menschlichen Glends, seine Beine hingen herab wie aus Baumwolle, einem Kinde gleich mußte er getragen und wie ein Vogel mußte er gefüttert werden, und auf ewig war das Leben verloren, nach dem er doch noch die abgezehrten Hände so sehnsüchtig ausstreckte wie nur je.

Dieses erbarmungslose Schicksal vollzog sich an Heinrich Heine in ebendem Jahre, in dem Europa, in Brand gesteckt durch die sprühenden Funken der Februarrevolution, zum ersten Male wieder seit dreiunddreißig Jahren lichterloh in flammen stand. Aber diese Erhebung der bürgerlichen Klasse drang nur als ein wüßtes „Weltrevolutionsgepolter“, die Nerven quälend und peinigend, in die Krankenstube des Mannes, der in seiner Matrazengruft wie in einem wirklichen Grabe lag und von dem schier nichts übrig geblieben war als die weithintönende Stimme.



